

## Dankrede

Meine Damen und Herren,

nicht wenige von den hier Versammelten werden sich an Naphta und Settembrini aus dem „Zauberberg“ erinnern; Settembrini, dieser stolze Sohn der Aufklärung, ein Freigeist, Humanist von unendlicher Beredsamkeit, ein Mensch des geistvollen Fortschritts; und Naphta, der scharfsinnige Jesuit mit dem düsteren Menschenbild, Großinquisitor des Geistes, der sich auf das abgründig Irrationale versteht und die Leute durch den Schrecken zur Selbstbesinnung bringen will. Sie werden sich vielleicht erinnern an die großen Debatten zwischen den beiden, an jenes philosophische Waffenklirren auf den eisigen Höhen von Davos, wo es um Politik und die letzten Dinge geht. Die Geschichte endet ja dramatisch. Ein veritabler Show down, ein Duell: Settembrini, der bel-canto-Humanist, schießt in die Luft, Naphta aber, der metaphysische Schreckensmann, erschießt sich selbst.

Das alles ist faszinierend genug und die Thomas Mann-Forschung hat viel Fleiß und Scharfsinn darauf verwendet, herauszubekommen, wer sich wohl hinter diesen beiden Gestalten verbirgt. **Vorbilder** für die Romanfiguren werden gesucht. Ich aber war einigermaßen stolz, als ich Anfang der 90er Jahre bei meiner Arbeit am Heidegger-Buch gewissermaßen **Nachbilder** dieser Geisterschlacht in der Wirklichkeit entdeckte.

Im Frühjahr 1929, fünf Jahre nach Erscheinen des „Zauberberg“, war es bei der Davoser Hochschulwoche zu dem legendären Streitgespräch zwischen Heidegger und Cassirer gekommen. Wer philosophisch etwas auf sich hielt war dabei oder

las doch wenigstens drunten im Flachland die Berichte, denn das Zeitalter der Rundfunkübertragung hatte noch nicht begonnen.

Cassirer, in Hamburg der erste jüdische Rektor einer deutschen Universität, hochberühmter idealistischer Kulturphilosoph und Grandseigneur des politischen Humanismus, Republikaner auf der einen Seite; und auf der anderen Seite Heidegger, damals der neue Star der Philosophie, ein Revolutionär und Existenzialist, der von sich einmal sagte: *ich wüte mit meiner Existenz*. Cassirer, ein älterer Herr, hatte in Davos in der mondänen Hotelhalle Hof gehalten, während der um fünfzehn Jahre jüngere Heidegger auf die Berge geklettert war und sich mit seinen Skiern in verwegene Abfahrten stürzte.

Als ich das Protokoll der spektakulären Debatte zwischen Cassirer und Heidegger las, kam es mir so vor, als seien Settembrini und Naphta aus dem Roman in die Wirklichkeit hinübergetreten. Auf dem Höhepunkt der Kontroverse verteidigt Cassirer, wie Settembrini, das Haus der Kultur, das es zu bewahren gälte, weil nur die Kultur dem Menschen hülfe die „Angst des Irdischen“ zu überwinden. Dagegen erklärt Heidegger, wie Naphta, dass man den Menschen aus seinen kulturellen Bequemlichkeiten herausreißen, ihn mit Tod und Endlichkeit konfrontieren und ihm einen Schrecken einjagen müsse, um ihn in seine eigentliche Existenz zu zwingen. Wörtlich erklärte Heidegger, es sei die Aufgabe der Philosophie, *aus dem faulen Aspekt eines Menschen, der bloß die Werke des Geistes benutzt, gewissermaßen den Menschen zurückzuwerfen in die Härte des Schicksals*. So also spricht Heidegger. So aber redet auch Naphta im fünf Jahre zuvor erschienenen Roman. Beides Mal, im Roman wie in der Wirklichkeit, geht es bei dieser Debatte am Ende der Weimarer

Republik um die Schicksalsfrage, ob der versöhnlicher Geist der Demokratie sich behaupten kann gegen einen existentialistischer Extremismus, der einer grundstürzenden Revolution, ob von links oder von rechts, entgegenfiebert.

Also statt eines Vorbildes für den Roman, habe ich ein Nachbild in der Wirklichkeit gefunden. Das aber bedeutet: eine wirkliche geistige Kontroverse durch ihre frühere, antizipierende Vor-Spiegelung im Roman besser verstehen zu können. Aus meiner Sicht und bei meiner Interessenlage ist das fast das Beste, was ich von einem Roman sagen kann.

Es war aber nicht nur die Wiederkehr des Imaginären in der Wirklichkeit, was mich an diesem Fall faszinierte. Bei dieser Gelegenheit wurde mir auch die besondere Freiheit des Romanautors bewusst, ein wunderbare Privileg, wenn man es so zu nutzen weiß wie Thomas Mann. Der Romanautor kann nämlich - und sollte auch - epische Gerechtigkeit üben, er kann die Positionen gelten lassen, sollte sie sogar zu ihren stärksten Momenten entwickeln. Er kann auf eine fast schon frivole Art die Wahrheitsfrage auf sich beruhen lassen, wie Hans Castorp, der den Kopf hin und her wendet und beide, Settembrini und Naphta, hörens-und bedenkenswert findet, Prophet rechts, Prophet links, das Weltkind in der Mitte.

Ein guter Romanautor verschreibt sich nicht einer Meinung, vielmehr spielen bei ihm Meinungen eine Rolle. Er inszeniert sie, verkörpert sie, lässt sie aufeinander prallen, er ist, wie Thomas Mann einmal sagte, *Herr der Gegensätze*. Mit keiner der im Streit liegenden Meinungen braucht er sich zu identifizieren. Er muss sie nicht haben, er kann wirklich mit ihnen spielen. So hatte es Thomas Mann am liebsten, auch als er sein meinungsstärkstes Buch, „Die

Betrachtungen eines Unpolitischen“ schrieb. Dor bedauert er in der Vorrede, sich in eigener Person überhaupt auf den Meinungskampf eingelassen zu haben, denn mit dem Privileg des Romanautors, der sagen kann, hier steh ich kann auch anders, ist es dann nämlich vorbei. Meinungsfreiheit hat einen doppelten Sinn: es geht um Freiheit für die Meinung, nötig ist aber auch die Freiheit von der Meinung, auch der eigenen. Warum muss ich immer meiner Meinung sein – fragt der wahrhaft freie Geist. Thomas Mann spricht von jenem, „Rest von Rolle...Spiel, Artisterei, Über-der-Sache-Stehen“, die er sich bewahren möchte, jenen „Rest von Überzeugungslosigkeit“, den er sich zwar nicht als Wanderprediger für die gute Sache leisten kann, aber als Romanautor. Das hat damit zu tun, daß in einem guten Roman das **Sein** der Figuren dargestellt wird, nicht nur ihre **Bewußtsein**. Der wackere Joachim im „Zauberberg“ bringt es auf den Punkt, als er die Redeschlacht zwischen Settembrini und Naphta salopp kommentiert: *Ich sage dir ja, es kommt überhaupt nicht darauf an, was für Meinungen einer hat, sondern darauf, ob er ein rechter Kerl ist.*

Natürlich übertreibt Joachim. Auf die „Meinungen“ kommt es schon an, vor allem, wenn man bedenkt, dass ja auch die hoch geschätzten „Wahrheiten“ bei den anderen in der Regel als „Meinung“ gelten. Und doch tut man gut daran, wie Joachim auf den ganzen Kerl zu achten, der da eine Meinung vertritt. Joachim spricht eben damit das Prinzip eines Romanautors aus, denn der will ja auch ganze Menschen, Charaktere, in den Blick bringen, und nicht nur Sprachröhren für Meinungen.

Das will ich, ohne den gewaltigen Unterschied des Ranges und des Genres zu verkennen, bei meinen Biographien auch erreichen. Es sollte schon, wie Joachim sagt, jeweils der „ganze

Kerl“ sein (über Frauen habe ich ja nicht geschrieben), der zur Darstellung kommt. Auch bei den Philosophen, über die ich geschrieben habe, möchte ich den Zusammenhang zwischen den Gedanken und dem Menschen, der sie entwickelt, deutlich werden.

In der philosophischen Szene ist das keine Selbstverständlichkeit. Dort werden die Gedanken oft abgelöst von dem persönlichen Hinter-und Untergrund. Für manche anderen Sachbereiche ist das nicht weiter schlimm. Bei mathematischen Sätzen brauche ich eigentlich kein Bild von dem, der sie gefunden hat. Das gilt auch für weite Bereiche der Naturwissenschaft. Hier gilt ja geradezu das Prinzip, dass die Allgemeingültigkeit der Sätze nicht von der Person abhängt, die sie formuliert. Wissenschaftliche Wahrheiten sollen gelten ohne Ansehen der Person.

Anders verhält es sich aber in der Philosophie (und selbstverständlich in der Literatur, aber das versteht sich ja von selbst und ich brauche es hier nicht weiter zu verfolgen)

Hier spielt die Person eine eminente Rolle. Dem Gedanken fehlt etwas, wenn der Mensch dahinter verschwindet.

Ich werfe noch einmal einen Blick auf Heidegger auf dem Zauberberg von Davos. Zu dessen geistiger Physiognomie gehört sein ostentative Skilaufen. In einem Brief aus Davos an die Geliebte, damals war es Elisabeth Blochmann, schreibt er: *In schöner Müdigkeit, voll Sonne und Freiheit der Berge, noch den ganzen klingenden Schwung der weiten Abfahrten im Körper kamen wir dann immer abends in unserer Skiausrüstung mitten hinein in die Eleganz der abendlichen Toiletten. Diese unmittelbare Einheit von sachlich forschender Arbeit und völlig gelockertem und freudigen Skilauf war für die meisten der Dozenten und Hörer etwas Unerhörtes.*

Für mich ist das eine Schlüsselstelle, denn er bekennt sich hier zu dem inneren Zusammenhang zwischen der sachlich-philosophischen Arbeit und seiner Art sich in Davos zu bewegen und zu inszenieren. Er sieht sich selbst als strenger Arbeiter auf philosophischen Höhen, als Verächter des Flachlandes und der eleganten Welt, als Sportsmann und Naturbursche, als Gipfelstürmer und als Mann der verwegenen Abfahrten. Wer das alles nicht in den Blick nimmt, wird von Heideggers Philosophie, dieser unnachahmlichen Verbindung von Akademismus und verwegendem Leben, wenig begreifen. Der Zusammenhang zwischen Skilaufen und Philosophieren im Falle Heideggers lässt sich nicht systematisch, kausal oder sonst wie streng wissenschaftlich behandeln, sondern davon lässt sich nur erzählen.

Das hat, um mich gegen Missverständnisse zu sichern, nichts mit Biographismus zu tun, mit dieser für mich unakzeptablen Art, aus der Kammerdienerperspektive oder mit Küchenpsychologie ein Werk auf das sogenannte Allzumenschliche zu reduzieren. Es hat vielmehr damit zu tun, dass auch wenn Philosophie überpersönliche Geltung beansprucht, sie doch immer auch ein höchst persönlicher, mit Leib und Leben des Philosophen verbundener Ausdruck ist. Mich interessiert, mit anderen Worten, die Physiognomie einer Philosophie. Das berührt ein grundsätzliches Problem der Philosophie, das ich hier nur kurz streifen will.

Wirklich neue Perspektiven, die Welt zu verstehen, kann man sich nicht einfach ausdenken; sie kommen aus Leidenschaften, Obsessionen, Erfahrungen. In dem Selbst-und Weltverstehen, das Philosophie genannt wird, gibt es keine neutrale Mitte, worauf man sich „einigen“ könnte. Die Einheit der Vernunft besteht in der Vielfalt ihrer Stimmen. Und diese ‚Stimmen‘, wenn sie lebendig

sind, haben immer etwas mit ‚Stimmung‘ zu tun. Das wusste die große Philosophie vergangener Jahrhunderte. Aber die Stimmung ist nicht nur ein Thema der Philosophie, sondern sie ist, genau genommen, die Voraussetzung der Philosophie. Die Philosophie beginnt nämlich nicht mit dem Denken, sondern mit einer grundierenden Stimmung – Staunen, Angst, Hoffnung, Stolz, Zorn. Emil Zola hat Kunst einmal definiert als „Wirklichkeit, gesehen durch ein Temperament“. Das gilt auch für die Philosophie. Es sind die verschieden gestimmten Temperamente, die philosophieren. Nietzsche hatte das unübertrefflich klar formuliert, als er empfahl, sich nicht vom Titel der „denkenden Vernunft“ täuschen zu lassen, sondern nachzusehen, wer und was da eigentlich philosophiere, ob die Liebe, die Neugier, der Neid, der Wille zur Macht, die Angst, die Eitelkeit, der Stolz. Eine Philosophie aber, die um an der Universität etwas zu gelten, im szientistischen Selbstmissverständnis gefangen bleibt, verdeckt ihre Herkunft aus Temperament und Stimmung und versteift sich auf einen abgemagerten Vernunftbegriff. Abgemagert – weil erfahrungsarm, existenzvergessen und ohne Expressivität. Dort mag es „exakt“ zugehen, nur gilt für diese Exaktheit, was Wittgenstein gegen Ende seines überaus exakten „Tractatus logico-philosophicus“ geschrieben hat: „Wir fühlen, daß selbst wenn alle möglichen wissenschaftlichen Fragen beantwortet sind, unsere Lebensprobleme noch gar nicht berührt sind“.

Bei allen geistigen Bestrebungen, die unsere „Lebensprobleme“ wirklich „berühren“, sei es nun Philosophie, Literatur oder was sonst, ist es besonders naheliegend den Zusammenhang mit dem Leben des Autors zu erkunden, das existentielle Handgemenge, dem sich das Werk verdankt.

In meinen Biographien will ich den Prozess nachvollziehen, wie - d.h. mit welchen Widerständen und welchen Antrieben - das Werk aus dem Leben herauswächst, sich vom Autor löst und Selbstständigkeit gewinnt, um dann aber doch ins Leben wieder zurückzuschlagen. Zuerst schafft ein Autor sein Werk und dann verändert das Werk seinen Autor. Das ist im Kern das Geschehen zwischen einem Autor und seinem Werk. Dabei gibt es manches Aufregende zu entdecken, Tragödien und Komödien. Ich habe davon in meinen Biographien erzählt. Bei E.T.A.Hoffmann zum Beispiel, dem ich meine erste Biographie gewidmet habe, die Geschicklichkeit, in zwei Welten zu leben, ein liberal-aufgeklärter Jurist zu sein und ein entfesselter Romantiker. Oder Schopenhauer, der das philosophische Werk einer grimmigen Verfeindung mit dem Leben abgewann und der schließlich aus diesem Werk der Lebensverneinung Gelassenheit und Lebenskraft schöpfte. Oder Goethe, dem es nicht mehr genügte, schöpferische Energie in seine Werke zu stecken, sondern der seinem Leben selbst einen Werkcharakter aufprägen wollte. Das Kunstwerk des Lebens eben. Oder Nietzsche, der zunächst seine Freiheit mithilfe des philosophischen Denkens fand und am Ende vom eigenen Denken gefesselt wurde indem er sich allzu sehr mit seinen Ideen identifizierte und den nötigen Abstand zu sich verlor.

Was ihm sich selbst gegenüber fehlte, war Ironie. Deshalb forderte er sie – ironischerweise - von seinen Lesern. *Es ist durchaus nicht nötig, nicht einmal erwünscht, Partei für mich zu nehmen: im Gegenteil, eine Dosis Neugierde, wie von einem fremden Gewächs, mit einem ironischen Widerstand, schiene mir eine unvergleichlich intelligentere Stellung zu mir.*

Diesen Hinweis auf den ironischen Widerstand habe ich nicht nur bei meiner Nietzsche-Biographie beherzigt, sondern auch sonst. Ironie, die ja nichts anderes ist als Einsicht ins Begrenzte und Vorläufige, verhindert, dass man sich selbst allzu wichtig nimmt. Wenn die Figuren, mit denen man sich beschäftigt, diese Ironie selbst nicht aufbringen, wie zum Beispiel Heidegger, muss man sie ihnen als Biograph gewissermaßen leihen.

Und damit kann ich wieder zu Thomas Mann zurückkehren.

Wenn ich sagen sollte, was ich an Thomas Mann vor allem bewundere und woran ich im Besonderen Maß genommen habe, dann ist es genau diese seine unnachahmliche Ironie.

Ironie im Umgang mit den großen und kleinen Widersprüchen zwischen Denken und Leben.

Ironie als lebensfreundlicher Vorbehalt gegenüber allzu forcierten Wahrheitsansprüchen.

Ironie gegenüber der Tatsache, dass man auch dann eine Rolle spielt, wenn man sich besonders authentisch vorkommt.

Ironie aus der Einsicht heraus, dass es wohl keine bedeutende geistige Leistung gibt ohne eine gewisse Beimengung von Hochstapelei.

In allen diesen Ironien war Thomas Mann ein Meister, besonders in der zuletzt genannten.

Der mit seinem Namen vergebene Preis ehrt mich überaus. Aber am besten nehme ich ihn auch mit einem ironischen Vorbehalt an, denn man selbst weiß ja nie so genau, ob man ihn wirklich verdient hat...

